

Johannes Jodokus

---

# Johannes Iodokus

Aus „Die Novellen“ — Nachdruck verboten!

## 1. Der erste April.

Es zieht ein Mensch die Gassen durch  
Schnee und eisigen Wind,  
Sie alle hat er verlassen, die teuer und  
lieb ihm sind.

Er schaut auf manche Pforte und man-  
ches Fensterlein,  
An manchem lieben Orte möcht' er ge-  
liebt wohl sein.

Das hat sich längst gewendet, sein Herz  
blieb stille steh'n;  
Das hat sich längst geendet trotz Wei-  
nen und trotz Fleh'n.

Er selber hat's verschuldet — es mußte  
ja so sein —,  
Und doch hat er geduldet ob dieser  
Schuld viel Pein.

Ist's Herz wie Eis geworden — kalt  
haben sie es gemacht;  
Weh'n Stürme drin von Norden — sie  
haben den Nord gebracht.

In jedem Menschen wohnt viel heiße,  
glühende Lieb' —  
Hätt' liebend man gelohnt: die Lieb'  
im Herz verblieb.

Doch wird die Lieb' vergolten mit Zwei-  
fel und mit Pein:  
Statt eines Herzens sollten sie finden  
— kalten Stein.“

„Das schreibe ich, Johannes Iodokus,  
am heutigen Tage, dem 1. April 1852,  
hier in mein Gedächtnis nieder; und  
da sollen sie es lesen, wenn ich längst  
nicht mehr am Leben bin.

„Das Leben ist kurz und vergänglich  
wie leichter Morgennebel, der aus den  
Tälern aufsteigt; kaum ist er geboren,  
so trinken die durstigen Sonnenstrahlen  
ihn hinweg.

„Leben und Glas, wie bald bricht das;  
Leben und Gras, wie bald welkt das!“

„Mein Leben wird bald vorüber sein  
— und das ist gut; es war ja doch nur  
Garten mit lauter Vermut bepflanzt,  
und das Unglück hat mir allzeit ins  
Haus genistet wie die Schwalben.“

Solches schrieb an dem besagten Tage  
Herr Johannes Iodokus, seines Zeichens  
ein Literat, der nebenbei durch Unter-  
richt in verschiedenen Sprachen sein  
Brot zu verdienen suchte.

Er war noch ein junger Mann von  
höchstens 26 Jahren, schlank gewachsen

und von schönen Zügen; aber freilich,  
jetzt lag das Elend auf seinem Angesichte,  
und die Melancholie schaute trübe aus  
seinen braunen Augen.

Johannes Iodokus war in der Jugend  
ein lebensfrischer, munterer Knabe ge-  
wesen, guter und bemittelter Leute Kind.  
Doch es schien, als sei er unter einem  
unglücklichen Sterne geboren worden.  
Gerade seine Munterkeit war für alle  
Leute, zumal für die Lehrer des Knaben,  
ein Stein des Anstoßes. So meinte we-  
nigstens Iodokus. „Ernst, ernst, ohne  
Ernst bringt man's zu nichts!“ das muß-  
te er hundert- und hundertmal hören,  
und endlich prägte sich dieses Wort so  
tief in seinem Gedächtnisse ein, daß er  
glaubte, jeder Stein auf der Straße rufe  
es ihm zu und auf jedem Blatt an den  
Bäumen stehe es geschrieben. So hieß  
der „muntere“ Iodokus gar bald nur  
mehr der „ernste“ Iodokus, und das  
blieb er sein Leben lang, das heißt bis  
zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre.  
Der Tod stand ja schon vor seiner Tür  
— das meinte wiederum Johannes Io-  
dokus.

Johannes hatte übrigens auch wirklich  
Unglück empfunden, mehr als genug. Ein  
Zufall — oder besser gesagt der liebe  
Gott — nahm seinen Eltern das Vermö-  
gen: kurz nach diesem Schlage starb  
der Vater, und die gute Mutter folgte  
ihm nach. Johannes studierte dazumal  
auf der Universität die Medizin aus  
wahren heiligen Beruf; denn er liebte  
die Menschen und wollte ihre Leiden  
mildern, trotzdem sie ihm so übel mitge-  
spielt hatten.

Letzteres meinte abermals Johannes  
Iodokus.

Das Studium der Medizin und zumal  
die Promotion zur Doktorwürde, vor  
welcher Iodokus gerade stand, erfordert  
keinen geringen Kostenaufwand. Hohe  
Gönner hatte der Jüngling nicht, und  
alle seine Bemühungen um eine Unter-  
stützung schlugen fehl. Betteln aber woll-  
te und konnte er nicht, denn es braucht  
gar viel, bis das stolze Menschenherz  
andern die Armut eingesteht. Und doch  
ist dies Menschenherz so unfähig arm.

Im Herbst verließ Johannes die Uni-  
versität. Er hatte sich entschlossen, die  
begonnene Laufbahn zu unterbrechen  
und als Hauslehrer sein Brot zu ver-  
dienen. Vielleicht konnte er sich auf diese  
Weise allmählich die nötigen Mittel zur  
Fortsetzung seiner Studien ersparen.  
Unglücklicher Gedanke! War Iodokus



schon vorher ernst und melancholisch gewesen, so trieb ihn die neue Beschäftigung erst recht mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Hypochondrie. Das hatte er heute, am 1. April 1852, erfahren.

Aber Johannes Iodokus war auch ein Dichter.

Daß Gott erbarm'! Freilich hat die Poesie den Dichtern einen leuchtenden Perlenmantel zum Geschenk gemacht, aber sie hat denselben mit mancherlei Leidensfäden durchwoben. Darum reimen die Poeten so gerne Herz auf Schmerz und Freud' auf Leid und sind die ärmsten unter den armen Menschenkindern.

Auch das hatte Johannes Iodokus empfunden, und je länger er nachsann, um so sicherer wurde es ihm, daß gerade die Poesie die Schuld an seinem ganzen Unglück trage.

„Das sei der letzte Reim, den ich geschrieben!“ rief plötzlich Johannes aus, indem er die Feder zur Erde warf und von dem Stuhle aufsprang, auf welchem er bis dahin sinnend und grübelnd gesessen. Er trat zu dem Fenster seiner Dachkammer und lugte hinaus ins Freie. Aber die Schindeldächer des kleinen Kreisstädtchens hinweg blickte er in die herrliche Landschaft. Munter rauschte der kleine Fluß durch den Wiesengrund, der schon sein hübsches grünes Kleid angezogen und saftig und frisch in jedem Augenblick höher zu sprossen schien. Das war wie ein frohes Ringen und Regen im Schoße der Erde; der junge Frühling kämpfte sich los, und die warmen Lüfte, die von den jenseitigen Bergen herüberwehten, schmeichelten ihm mit liebem Willkommgrüße.

Iodokus bog sich plötzlich vom Fenster zurück. „Hm!“ murmelte er, „höre, Johannes, das war doch unüberlegt. Wie! Du willst keinen Reim mehr schreiben? Aber gesetzt, für dein hübsches Bändchen Gedichte wäre endlich ein Verleger gefunden? Geseht, man hätte ihren Wert erkannt — Johannes, was dann?“

Eine Weile hielt er sinnend die Hand vor die Stirne. „Ja so“, fuhr er endlich in seinem Selbstgespräche fort, „das wäre freilich etwas anderes. Dann ist mein Beruf entschieden, mein Glück gegründet; dann folge ich dem funkelnden Sterne, wohin mich seine Strahlen führen — voran ins schöne Wunderland der Poesie, und all das lästige Tagewerk der Menschen ist für mich vergessen und verschollen. Duftende Blüten lasse ich zur Erde fallen, und wo sie niederjinken, da werden sie freudig empfangen, und die vorüberziehenden Geschlechter tragen

sie weiter über die Jahrhunderte hinaus. So geht's dem echten Dichter.“

Wiederum lehnte sich Iodokus ans Fenster. Fast hätte der letzte Gedanke einen Miston in seine selige Hoffnung geworfen; doch der Jüngling glitt schnell über die Frage hinweg, ob er denn wirklich ein echter Dichter sei. Fröhlich blickte er hinaus; es war ihm, als sei die Natur noch einmal so schön, die süßesten Traumbilder stiegen in seiner Seele auf. Er hörte seinen Namen in aller Mund, überall sprach man von Johannes Iodokus, dem neuen Dichter. Das Publikum war einig in seinem Urteil über ihn, und Rezensenten und Kritiker beteten die Volksmeinung nach: Johannes Iodokus — die Morgenröte einer neuen Zukunft; Johannes Iodokus — größer als Goethe und größer als Shakespeare.

Armer Johannes Iodokus!

Da polterte jemand die Treppe herauf, immer höher und höher, und endlich pochte es an der Türe der Dachkammer.

Johannes fuhr aus seinen Träumen auf und hieß eintreten. Ein Postbote erschien auf der Schwelle.

„Ein Päckchen an Johannes Iodokus, unfrankiert, 18 Kreuzer“, sagte der Bote.

Mit einem schnellen Blicke musterte der Jüngling die Adresse, er zitterte an allen Gliedern; dann griff er in seine Tasche, nahm einen Gulden heraus und überreichte ihn dem Boten. Dieser berichtete den Betrag und empfahl sich.

Raum war die Türe geschlossen, als Iodokus mit fieberhafter Hast das Band durchschnitt und das Päckchen öffnete. Es war sein Manuskript, das schmutzige Bändchen Gedichte; ein Brief lag eingeschlagen dabei. Johannes entfaltete ihn und las:

„Mein lieber Herr! Es tut mir leid —“

Vor den Augen des Jünglings flimmerte es bei diesen Worten. „Wieder eine abschlägige Antwort, nun schon die fünfte“, sagte er mit dumpfer Verzweiflung. Er legte das Schreiben auf den Tisch. „Ich will es gar nicht lesen“, fuhr er fort; „aller Kunstsin ist erloschen in unserer materiellen Zeit. O großer Goethe, wie glücklich warst du, vor einem Jahrhundert gelebt zu haben!“

Wiederum sank er in sein früheres Brüten zurück und saß dort, bis die Sonne am jenseitigen Waldrande unterging und mit ihren letzten Strahlen die arme, traurige Dachkammer vergoldete.

Iodokus hatte wohl Grund zu seinem Trübsinn; an fünf Buchhandlungen hatte er bereits sein sauber geschriebenes Manuskript versendet, er hatte auf jedes Honorar verzichtet, und dennoch wollte



keine den Druck übernehmen. Teils hatte man ihm einfach das Päckchen zurückgeschickt, teils sogar mit Spott und Hohn geantwortet — und nun gar die fünfte Enttäuschung!

Als die Sonne so freundlich ihre Scheidegrüße in die Stube warf, blickte Iodokus ärgerlich um sich; es schien ihm, als wolle selbst die leblose Natur ihn verhöhnen. — Er griff noch einmal nach dem Briefe, um ihn zu zerreißen; da fiel sein Blick auf das Wort „Roman“. Neugierig las er: „Gedichte sind, wie gesagt, außer der Mode, aber schreiben Sie einen Roman; Romane finden Ab-

dem, was ich für mein Examen bedarf. Nun muß ich mich seit heute gar selber verköstigen, habe die enträglichste Stelle verloren, und der Unterricht bei dem Sohne des Bürgermeisters bringt mir bloß fünf Gulden monatlich ein. — Ach, läge ich doch nur im Grabe!“

Tief aufseufzend schloß er die Türe ab, griff nach Hut und Stock und eilte wie Stiegen hinab. Bei einem Bäcker kaufte er sich ein Brot und steckte es in die Tasche; dann ging er durch das Städtchen über den Wiesengrund und über die Brücke den jenseitigen Bergen zu. Rechts vor ihm lag auf einer Anhöhe



Der Anfang der Missionsstation St. Patrik bei Umtata, Südafrika

saß. In meinem Verlag erscheint eine belletristische Zeitschrift; die Spalten derselben stehen Ihnen gerne für Roman oder Novelle offen, und für gutes Honorar bürgere ich Ihnen. Ergebenst usw.“

Das war zu arg; eine helle Röte flog über das Antlitz des Jünglings. „Soll ich die Kunst, die schönste Gabe, welche mir Gott verlieh, herabwürdigen?“ rief er aus. „Nein, nimmermehr!“ Mit diesen Worten zerriß er den Brief in tausend Stücke und warf die Fetzen zum Fenster hinaus. Der Wind spielte mit ihnen und trug sie fest über Stadt und Land.

Iodokus ging zu seinem Schreine und legte das Manuskript da nieder. Dann zog er ein Schubfach heraus, in dem Geld verborgen war, und zählte die Stücke. „Achtzehn Gulden“, sagte er seufzend, „mein ganzes Ersparnis. Ach Gott, das ist nicht einmal der zehnte Teil von

ein stattliches Schloß, in italienischem Stile erbaut. Es lag da mit seinen Säulen und Gesimsen, seinen Balkonen und hohen Fenstern wie ein Bild froher Heiterkeit und reichen irdischen Glückes. Doppelt schön mußte es im Hochfrühling erscheinen, wenn die Reben, welche den ganzen Hügel bedeckten, sproßten, wenn die Obstbäume blühten und die Wälder im Hintergrunde ihren Brautschmuck angelegt hatten. Aber als seltsamer Kontrast zu der heitern Pracht hier unten hing hoch über dem Schlosse auf einem steilen Felsen, der nackt und kahl aus den Wäldern hervorlugte, ein schwerer viereckiger Turm. Er war in einen Mantel von Efeu gehüllt und bot einen eigentümlichen, traurig-düsteren Anblick. Eben jetzt glühete und funkelte die Abendsonne in den kleinen Fenstern wie lauter Gold; sonst hätte man ihn leicht für eine Ruine halten mögen.

Iodokus warf einen Blick nach dem



Schlosse, aber schnell wandte er sich ab. „Da fing mein heutiges Unglück an“, murmelte er. „Wenn sie wüßten, die reichen Leute, wie es einem armen Schelme zumute ist!“

Er ging weiter. Gerade am Eingange des Waldes begegnete ihm ein Winzer, ein ehrwürdiger Greis, der wohl siebenzig Jahre zählte. Der Mann grüßte, Iodokus erwiderte freundlich den Gruß; sein Herz war ihm so voll, daß er gerne seinen Gram ausgeschüttet hätte. „Gute Hoffnung?“ fragte er den Greis.

„Ach, Herr, es läßt sich nicht an danach“, sagte der Alte. „April feucht und naß, füllt dem Bauer Scheune und Faß; aber in diesem Jahre macht der April ein munteres Gesicht. Die guten Zeiten sind vorbei; vor fünfzig Jahren hat mir mein Weingarten wohl fünfzig Eimer getragen. Heuer trägt er kaum soviel, als zum Meßwein für eine Dorfsapelle genügt.“

„Überall Elend und überall Klage!“ rief Iodokus aus und stürzte davon.

Kopfschüttelnd schaute der Alte dem Jüngling nach, bis dieser unter den Bäumen des Waldes verschwand. „Der muß wohl bei den vielen Büchern den Verstand verloren haben“, murmelte der Greis, schwang den Karst auf die Schulter und wanderte nachdenklich dem Städtchen zu.

## 2. Im Bilderzaale.

In dem Bilderzaale des Schlosses saß der Graf mit seiner Gemahlin. Die Gräfin schrieb, während der Graf in Papieren blätterte. Es war ein prächtiges Gemach. Vergoldete Frieze und seltsame Schnörkeleien zierten die Decke, von der ein reich vergoldeter Leuchter an silbernen Ketten niederhing. Nach den eigentümlichen Formen schien er ein Kunstwerk aus den Tagen der Renaissance zu sein; aber man hatte die Träger der Kerzen verändert und an ihrer Statt Lampen mit großen Kristallglocken aufgesetzt. Mild gedämpft und doch in reichem Strome fiel das Licht in den Saal und auf die Wände. Dort hingen die herrlichsten Kupferstiche dicht nebeneinander; von ihnen hatte das Gemach seinen Namen. Eingelegte, kostbar geschnitzte Schreine, die Erbstücke früherer Ahnen, standen umher; große Vasen aus chinesischem und altem Meißener Porzellan schmückten dieselben, und zwischen ihnen schimmerten silberne und goldene Pokale und Becher von kunstreicher Ziselarbeit aus noch früheren Zeiten.

Die Gräfin legte die Feder aus der Hand und redete den Grafen an. „So hast du wirklich den Herrn Johannes Io-

dokus für immer seines Amtes enthoben“, fragte sie, „oder hast du dir nur heute, am 1. April, einen Scherz mit ihm erlaubt?“

„Er ist entlassen, Juliana“, entgegnete kurz der Graf und blätterte weiter in seinen Papieren.

Vergebens harrete die Gräfin auf eine fernere Antwort. Sie griff deshalb wieder zur Feder; doch kaum hatte sie einige Worte geschrieben, als sie sich abermals an ihren Gatten wandte. „Iodokus war doch eine so gute, treue Seele, nur etwas tiefsinnig“, sagte sie; „aber es schien auch schweres Leid auf ihm zu lasten.“

„Ich will meine Knaben nicht verführen lassen“, erwiderte der Graf noch mürrischer als zuvor.

„Verführen, Alfons? Was hat er denn getan?“ fragte Juliana ängstlich.

„Er ist ein Dichter — das genügt.“ Die Gräfin lächelte; es war, als sei ein Stein von ihrem Herzen gefallen.

„Ach, nun erkläre ich mir vieles bei ihm und alles bei dir“, sagte sie neckisch. „Das ist also dein alter Haß gegen die Dichter, der mir freilich ein Rätsel ist, obgleich es mir leicht wurde, auf alle deine Wünsche in dieser Beziehung einzugehen.“

„Und du hast recht getan“, entgegnete der Graf, „sonst säßen wir wohl schwerlich hier zusammen. Doch höre, ich will dir kurz erzählen, wie es mir mit Herrn Johannes Iodokus ergangen ist. Als ich von meinem Mittagspaziergang durch den Wald zurückkehrte, vernahm ich plötzlich im Gehölz eine laute Stimme, an der ich den Herrn Iodokus erkannte. Es war gerade die Stunde, in welcher er den Unterricht unserer Knaben zu beenden pflegte. Einen Augenblick stand ich still; die lebhaften und erregten Söhne erweckten meine Neugierde, und so schlich ich leise zu der Stelle, woher sie kamen. Da sah ich Iodokus auf einem Baumstumpfe sitzen, sein Antlitz glühte; er war damit beschäftigt, ein Gedicht, das er laut vor sich hin deklamirte, niederzuschreiben.“

„Das erweckte meinen Zorn — du sagst ja selbst, daß ich die Dichter hasse —; gerade als Iodokus den Bleistift einsteckte und sich entfernen wollte, trat ich aus meinem Verstecke hervor. „Was machen Sie hier?“ redete ich ihn an.

„Gnädiger Herr, ich dichte“, antwortete er verlegen.

„Das kann ich bei einem Lehrer meiner Knaben nicht dulden“, sagte ich gereizt. „Wollen Sie das Dichten aufgeben oder nicht?“

Iodokus stotterte einige Worte, die weder ja noch nein bedeuteten und mei-



nen Zorn nur noch steigerten. „Sie sind entlassen, mein Herr“, sagte ich kurz; „ich werde mich nach einem andern Lehrer für meine Knaben umsehen.“

„Der Jüngling zitterte an allen Gliedern, und ohne mich ferner zu bitten, stürzte er davon und ließ selbst das Gedicht im Walde liegen.“

So erzählte der Graf. „Willst du das Gedicht lesen?“ fragte er Juliana. Sie bejahte. Er griff in seine Seitentasche und reichte ihr einen Papierstreifen dar.

Die Gräfin las:

Der sterbende Dichter.

Wie die Nachtigallen singen  
Draußen in dem Morgenlicht!  
Neuen Frühling sie mir bringen —  
Hörst du ihre Grüße nicht?

„Das sind nicht die Nachtigallen,  
Und der Frühling naht noch nicht —  
Hagelförner draußen fallen,  
Dumpf das Eis im Tale bricht.“

Nein, das ist des Frühlings Wehen,  
Nachtigall schon klarer singt,  
Ruft mich zu den sel'gen Höhen,  
Daß mein Lied mit ihrem klingt.“

„Das ist traurig, wie Iodokus selber war“, sagte die Gräfin, nachdem sie gelesen hatte. „Sonst finde ich nichts Böses darin. Ich meine, du solltest dem Jüngling verzeihen.“

„Wie? Verzeihen?“ rief der Graf zornig. „Solche Narrheiten sind mir, von allem andern abgesehen, bei einem Lehrer meiner Knaben unerträglich. Wir sind im April, und Iodokus spricht von Nachtigallen; er spricht von Hagelförnern, und es war ja das schönste Wetter. — Zudem hat er meinen lieben Karl bereits verführt, und ich werde Mühe haben, dem Knaben die Grillen zu verleiden. Iodokus bleibt entlassen.“

„Was ist denn mit Karl geschehen?“ fragte Juliana.

„Das ist ja klar“, entgegnete ihr Gatte. „Ich habe die Mappen der Kinder durchsucht, und da fand ich in Karls Mappe ein ganzes Päckchen Gedichte, von seiner Hand geschrieben. Ich habe sie ins Feuer geworfen und nur ein Gedicht aufs Geratewohl dir zum Beweise zurückbehalten.“

Die Gräfin durchslog schnell das Blättchen, welches einen einfach-frommen Gruß an das Jesuskind enthielt. Das Herz der Mutter freute sich innig über den schlichten Kinderfinn ihres vierzehnjährigen Knaben.

„Da kannst du ja nicht von Verführung reden“, sagte sie zu ihrem Gatten. „Schau doch einmal diese Zeilen an; wir müssen uns glücklich schätzen, wenn Iodokus so die Unschuld unserer Kinder schützt und wahr.“

Der Graf las. „Es bleibt dennoch bei meinen Worten“, entgegnete er kurz.

„Abgesehen habe ich endlich ein Recht, zu fragen, woher dein Haß gegen die Dichter stammt“, hub die Gräfin von neuem an.

Alfons legte die Blätter weg und sagte zu seiner Gemahlin: „Es sei! Schau dir einmal alle die Bilder an, welche dieses Zimmer schmücken. Mein Großvater hat sie gesammelt; er war ein Bildernarr, ein Büchernarr und, was das schlimmste ist — ein Dichternarr. Im Anfange dieses Jahrhunderts studierte er in Norddeutschland auf der Universität Jena die Rechte. Es war damals eine sonderbare Zeit; ein eigentümliches Feuer war in die Herzen der Jugend gefahren, das zumal auf dem Gebiete der Kunst ausloderte und Funken sprühte. Graf Augustin fand sich mitten im Herde dieser Begeisterung, und das Feuer ergriff auch ihn. Auf einmal wurde der sonst so nüchterne Mann ein Dichter, mit andern Worten ein Narr. Mit diesen Träumen kam er auf die väterlichen Güter zurück, und da konnte er nach Lust und Liebe schalten und walten; denn sein Vater war schon lange tot, und es fand sich niemand, der ihn in seinen Träumen gestört hätte. Du kennst den alten Turm, der droben den vorspringenden Felsen krönt. Man sagt, die Römer hätten ihn erbaut, und seine eigentümliche Bauart, die schweren Quadern, der steinfeste Mörtel möchten für die Wahrheit dieser Ansicht sprechen. In späterer Zeit lehn-ten meine Ahnen ihr Schloß an diesen Bau und herrschten von diesem Horste aus über das weite Land. Jahrhunderte hausten sie, ein mächtiges, starkes Geschlecht, und während ringsum eine neue, schwächere Zeit ihren Einzug hielt, und während die Wälder sich lichteten und das Tal sich bevölkerte, hausten sie noch immer droben in der alten, einsamen Burg. Da kamen unter Ludwig XIV. die Franzosen und legten das Schloß in Asche; nur der Römerturm widerstand. Nun baute der damalige Stammherr, ein Kind seiner Zeit, hier unten dieses prächtige Schloß; droben aber hielt die wilde Waldnatur ihren fröhlichen Einzug, und über Jahr und Tag wölbten sich die Bäume über dem verbrannten Gemäuer, und Efeu und wilde Rosen verjüngten den alten Turm. Das war der rechte Ort für Graf Augustins schwärmerische Phantasie. Er ließ den Turm ausbessern, baute eine Wendeltreppe und verwandelte die Warte in ein freundliches Gemach. Zwischen den Fenstern, welche nach allen Seiten ins Land hinausschauten, standen zierliche Glaschränke, darin die berühmtesten



Dichter aller Nationen in Goldschnitt und rotem Leder Parade machten. Die Bücher stehen noch heute, wie sie damals gestanden. Dort saß der Großvater tagelang und dichtete, um Landwirtschaft und Rentei kümmerte er sich nicht; denn wenn er nicht in seiner Klausur saß, dann zog er im Lande umher und kaufte alte Ölgemälde, Kupferstiche und andere alte Kunstschätze auf. Tagtäglich kamen große Kisten im Hause an. Das kostete viel Geld, die Kapitalien wurden angegriffen und nicht selten ein Gut veräußert. Die armen Dichter kommen gewöhnlich zu nichts, und die reichen Dichter kommen zu etwas, nämlich zum Bettelstab. Selten, daß es einem anders glückt.

„Aber der Großvater war eigentlich auch gar kein Dichter, sondern glaubte es nur zu sein, und es fanden sich Leute genug, die ihn beklatschten. War irgend ein Fest, so wurden allen Leuten Geschenke gemacht bis herab zum Küchenjungen des Schlosses. Bei dem Geschenke lag ein Gedicht des Großvaters, und das war ihm die Hauptsache; die Beschenkten aber lachten über den Dichternarren und zerrissen seine Verse.

Endlich heiratete der Graf. Er glaubte durch seine Heirat glücklich zu werden und wurde gerade durch sie erst recht unglücklich.

„Meine Großmutter war eine liebe, gute und verständige Dame, die bald einsah, wohin das Treiben ihres Gatten führe, und deshalb suchte sie denselben entgegenzutreten, wo sie nur konnte. Und nun stellte sich Unfriede ein, ohne daß sich mein Großvater hindern ließ. Er fuhr fort, wie er gewohnt war, während die Großmutter darbt und Not und Kummer litt, um aufzuhelfen, wo sie aufhelfen konnte.

„Drunten im Talgrunde steht eine kleine Kapelle mit einem Bilde der lieben Mutter Gottes; da soll sie oft unter heißen Tränen bis tief in die Nacht hinein gebetet haben. Und als mein Vater geboren wurde, da starb das edle Weib; ich glaube, der Gram hat sie zumeist getötet.

„Dennoch gingen dem Großvater die Augen noch nicht auf. Aber als mein Vater ungefähr zehn Jahre alt war, kam eines Tages ein entfernter Verwandter auf das Schloß und sagte, er wolle unsere Güter kaufen, da sie ausgeschrieben seien. Der Großvater staunte; er ließ sich die Bücher vorlegen, und nun sah er, daß über zwei Dritteile des Besitzes tief verschuldet waren — alles infolge seiner Narrheit.

„Gott Dank — das heilte ihn. Er tat, was er konnte, den völligen Untergang zu vermeiden, und es gelang ihm. Aber meine Großmutter blieb tot — und es tat ihm in der Seele weh, denn er meinte sich sagen zu müssen, daß sie durch seine Schuld gestorben sei. Das war härter als jeder andere Verlust. Er fiel in tiefe Schwermut, und hatte er früher die Menschen geflohen, weil er ein Dichternarr gewesen, so floh er sie jetzt aus Scheu und Traurigkeit. Als mein Vater herangewachsen war, überließ er seiner Sorge alles und zog sich ganz auf die Klausur zurück. Er dichtete nicht mehr, sondern betete oder saß stundenlang auf der Zinne des Turmes und schaute hinaus in die weite Landschaft. Ich habe ihn noch gekannt und gesehen, wie er dort saß und der Wind mit seinen schneeweißen Haaren spielte. Wenn ich zu ihm kam, dann flog es oft wie ein Sonnenglanz über seine Züge; er hob mich auf seine Knie, machte das Kreuzzeichen über mich und sagte immer nur die wenigen Worte: „Gott segne dich; dichte nicht!“

„Es war wohl gut, daß er mich also ermahnte; denn es schien fast, als hätte ich die Schwärmerei von ihm geerbt, so glühend und wild war meine Phantasie. Ich liebte die Musik und liebte den Gesang. Schon als kleiner Knabe von kaum fünf Jahren weilte ich oft stundenlang bei den Hirten auf dem Felde und lauschte ihren Liedern. Der Großvater beobachtete dieses mit großer Angst und ruhte nicht eher, als bis mein Vater mir das Singen verbot. Und als Graf Augustin starb, ließ er mich, den zwölfjährigen Knaben, an sein Sterbebett rufen, und dort mußte ich ihm in Gegenwart meines Vaters versprechen, daß ich niemals einen Dichter lesen, geschweige denn selber dichten würde. Das Versprechen habe ich gehalten, trotzdem die Versuchung oftmals an mich herantrat. Aber dann konnten mir immer die Worte der Leute in die Ohren: „Dort sitzt der närrische Dichtergraf.“

„Nun, Juliana, weißt du alles. Herr Johannes Iodokus aber bleibt für immer entlassen.“

So erzählte der Graf; seine Gemahlin entgegnete nichts, sie konnte ihm nicht völlig recht und auch nicht ganz unrecht geben. Aber in ihrem Herzen dachte sie: „Der Großvater war ein Dichternarr; es gibt auch andere Narren. Die Leiden der armen Großmutter hat er mir erzählt und an meine Leiden nicht gedacht. Ach Gott, wenn er doch die Augen öffnen wollte!“ (Fortsetzung folgt.)